

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

— o — Erscheint allmonatlich. — o —

1917.



Heimatscholle.

Wie lieb ich sie, die heimatische Scholle! —
Wie hebt sie stolz zum Licht ihr reisend Korn,
Schmückt sie der Kranz, der farbenbuntes volles,
Aus Feuermohn und blauem Rittersporn.

Man schreit' ich wieder zwischen Ackerbreiten
Auf Liebertrauen, schmalen Paden hin,
Und laß' die Da me doch die Finger gaiten,
Froh wie ein Kind, daß ich zu Hause bin.

Die Ähren' k'open losend m'r die Wangen:
„Dem g'leich n Grund entsprossen du und ich.“
Froh bin ich durch die reiche Flur gegangen,
Wein Heimatgrund, der Herrgott segne dich!

Helene Brechm.

Deutsches Dorfleben im alten Recht.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Viele Großstädter von heutzutage treten, wenn sie in ein unberührt naturwüchsiges Dorf hinauskommen, in eine ihnen gänzlich unbekannte und neue Welt. Namentlich zahlreiche Großstädter in der, die vorher noch nie einen Sonnenuntergang beobachten konnten, noch nie einen Hasen im freien Felde springen sahen, ja wohl nicht einmal eine lebende Kuh, erleben Wunder über Wunder. Aber auch abgesehen davon, — wir atmen in den einfacheren, schlichteren dörflichen Verhältnissen förmlich auf. Streifen alle Gedankenarbeit ab, die uns sonst das ganze Jahr lang blind gegen unsere Umgebung macht, und freuen uns, auch einmal alltäglichen Dingen Interesse zuzuwenden.

Man geht durch das Dorf und um das Dorf. Dabei wird uns ganz von selbst bewußt, daß es eine planmäßige oder doch wenigstens einheitliche und durchaus harmonische Anlage ist. In der Mitte ist der Teich, auf dem sich die Gänse und Enten aus allen Gehöften tummeln. Vor der Häusern praukt oft ein kleiner Blumengarten, hinter ihnen ist in der Regel der Gemüsegarten; dann kommen die Wiesen, durch diese geht es auf's Feld hinaus. Aufmerksamste Blicke werden da jeden Tag andere interessante Dinge erkennen. Hier, hoch oben auf einem kahlen, steinernen Gestein wuchert fettes Hauslaub. Dort ist eine Gule an's Scheunentor angehängelt, auf jenem Giebel thront ein hohes, von vielen Generationen schon gehegtes Storchennest. Man glaubt, das sei alles zufällig da. Aber indem ein Wort das andere gibt, erfahren wir, wie auf dem Dorfe doch jedes Ding seine Bedeutung hat. Das Hauslaub nennt der Bauer Donnerkraut und pflanzt es deshalb so hoch oben auf, um jenem Gehöft vor Gewitterschäden zu schützen. Die Störche duldet er trotz mancher Belästigungen gern, denn er weiß ebenfalls aus Erfahrung, daß sie nie ihre Nester dort bauen, wo der Blitz einschlägt. Zudem er eine Gule amhängelt, bannt er einen bösen Geist.*

*) Wir brauchen unsern Lesern nicht zu sagen, daß das Ammen'n von Enten an die Scheunentore ein Laßtag ist, daß man dank der Aufsicht in Schule und Presse, in unserer Gegend nur noch ganz selten antreffe. Der russische Bauer, der vor zehn oder zwanzig Jahren aber auch noch vor acht Jahren eine Gule kreuzt, hat das gewiß nicht mit der Absicht getan, einen bösen Geist zu bannen, sondern lediglich aus alter Gewohnheit und weil er in der Gule einen schädlichen Raubvogel erblickte, der ihm außerdem durch sein dem einfachen Menschen u'heimlich erscheinendes Weinen garlich mißfiel. Um nicht noch einmal einzuwirken oder erklärenden Fußnoten anhängen zu müssen, machen wir darauf aufmerksam, daß nicht alles was in diesem Artikel gesagt wird, auf die ländlichen Verhältnisse Russlands zutrifft. D. Schrift.

Doch nicht von diesen fast abergläubischen Dingen wollte ich reden, sondern davon, wie auch das kleinste Dorf ein Rechtsstaat ist, in dem „altes Herkommen“ alle Handlungen und sozusagen Schritt und Tritt des einzelnen Bewohners regelt. Das beginnt gleich mit Weg und Steg. Es genügt nicht, daß ein Pfad um's Dorf geht, er muß auch von einer ganz bestimmten Breite sein. „So breit“, sagt ein altes Weisum, „daß Finer mit einer Egge dahin gehen möge, oder eine Frau mit einem Tuche voll Hefe.“ Der Kirchweg aber so breit, „daß ein Mann hinfahre mit einer Leiche auf einem Wagen und eine Frau in ihrem Mantel unberührt rechts und links vorbeikann.“ Ein Brückweg soll „also weit sein und also hoch, daß zweien gewiede (gehörnte) Ochsen darüber mit gebeugten Knien möchten kommen, ohngehindert“; eine Brücke braucht nicht stärker zu sein, „denn was zwei Ochsen darüber fahren möchten.“

Wie weit sollen denn zwei Gehöfte von einander entfernt sein? So weit, „als eine Feldhenne in einem Flug fliegen kann.“ Dort machte man also einen Zaun. So hoch, „daß er einem ziemlichen Mann unter die Achsel geht“ und so stark, „daß er ihn stehend tragen kann“, auch so dicht, „daß Keiner hindurchschlüpfen möge.“ Freilich, die Hühner schlüpfen hindurch. Wie weit dürfen sie in des Nachbarns Feld? Um das zu bestimmen, muß der Bauer „mit barbeden Füßen auf zwei scharfe Zaunstaken klünnen, und so weit er dann zwischen seinen Beinen hindurch mit einer Pflugschär werfen kann, soweit haben die Hühner Recht!“ So sind denn viele Zäune im Dorf und geht eine alte Redeweise, „um eine Gänsefeder zu erlangen, muß ein Mädchen über zwölf Zäune springen.“ Hingegen, wenn im oldenburgischen Münsterlande eine junge Wirtin ihren Einzug hält, reißt man vor ihr eine Lücke in den Zaun und schiebt ihn gleich hinter ihr wieder zusammen. Vielfach wurden auch die Felder eingezäunt. „Sobald Einer den Acker zugesät, soll er die gassen paß (Fußpfade) verzäunen und eine gute Stiel machen, daß Jedermann mit einem Sack wohl darüber steigen mag.“ Reißt wurden zur Abgrenzung der Felder Gerten von der Hasel in die Erde gesteckt, denn die Hasel war Donar heilig.

Wie groß soll denn wohl ein rechtschaffener Acker werden? So groß, als man mit einem Koch Ochsen an einem Morgen umpflügen kann. Das ist dann „ein Morgen“. Wiesen bemißt man danach, wieviel eine Kuh — frißt. Ein Grünland, von dem er eine Kuh durchfüttern kann, nennt der Schweizer einen „Imbiß“. So regelt sich auch noch eine andere Magenfrage: bei seinem Einzuge bewillkommnet man den jungen Bauer mit einer Kanne voll Bier, „da von vier Kühen die Milch eingehet.“ Und wie lang soll man die Furchen ziehen? „So lange soll man pflügen, als ein Rabe auf dem Galgen eine Kuh essen möge.“ Diese beiden einst heiligen Tiere treffen wir noch bei einer anderen Feldbestimmung. Am Maitag, am (10.) „alten Mai“, besieht sich der Bauer seine Saatkelder. Dann soll der Roggen so hoch stehen, daß ein Rabe sich darin verbergen kann, in guten Jahren ein Hind. In der Morgenfrühe des Pfingstsonntags läßt sich sogar schon der Ertrag des heranwachsenden Erntesegens überschlagen: so oft die Wachtel vor Sonnenaufgang schlägt, so viel wird das Malter Korn kosten. Wer aber seinen Acker verwildern läßt, sodas zwei Ochsen die Bäume und Sträucher nicht mehr niedertreten können, dem wird der Acker genommen und wieder zum Walde geschlagen.

Für ein verwahrlostes Haus gibt es eine noch viel-seltzamere Bestimmung: „Wo ein Loch im Dache gefunden wird, so groß, daß man ein Gespann Esel hineinwerfen kann, soll man das ahnden.“ Das eigentliche Hausstier des Bauern ist die Kaze und sie hat deshalb auch ihr bestimmtes warmes Eckchen (die „Kattenstie“) am Herd. Daran erinnert folgendes Weistum: „Würde ein ganz einsam, ohne Hausgefinde Lebender nachts mörderisch überfallen, so nimmt er drei Halme von seinem Strohdach, seinen Hund am Seil, die Kaze, die beim Herde saß oder der Hahn, der bei den Hühnern wachte, mit vor den Richter und beschwört den Frevel.“ Dieselben „einander widrigen“ Tiere steckte man auch bei der Säding von Verwandtenmördern mit in den Saaf. Trifft der Bauer sein Vieh in fremdem Besitz, dann legt er die Rechte auf eine Hostie, berührt mit seiner Linken das linke Ohr seines Tieres, schwört, und bekommt es wieder.

In einem dieser Fälle war sogar ein Strohalm Schwurzeuge. Stroh spielte in der Tat nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch im Rechtsleben des Landmannes eine wichtige Rolle. Strohwiße werden an Stangen aufgesteckt, um Wege zu versperren oder zu zeigen, wie z. B. heute noch die Fahrtrinne der Elbe. Sie bezeichnen etwas feiles oder die Stelle, wo etwas feil ist. So im frühesten Mittelalter den Markt, und heute noch den erzgebirgischen Reiheschank. Der Koftäuscher bindet seinen Pferden Strohwiße in den Schwanz und Mähne, zum Zeichen, daß er sie verkaufen will. Dem säumigen Schuldner, der sein Haus räumen soll, wird ein Strohwiß an langer Stange aus dem obersten Giebel Fenster herausgesteckt oder auch wohl an Tür und Fenster angenagelt. Dasselbe Symbol bezeichnet aber auch Besitzergreifung. Dann wurde die Schabe umgedreht und angebrannt; eine Reminiszenz an die früheste Form von Inbesitznahme durch Feueranzünden. Bei einem Hauskauf warf der Vorbesitzer dem Besitznachfolger einen Halm in den Hut oder in den Schoß; der bewahrte ihn auf und ging damit vor Gericht, falls der Gegenpart seine Verpflichtung unerfüllt ließ. Auf dieselbe Weise konnte man anderen die Führung seiner Rechtshändel übertragen. Sogar eine Kaiserkrone hing einmal an einem Strohalm: Karl den Einfältigen verwarf das Volk durch feierliches Halmwerfen. In der Andreasnacht werfen die Mädchen Strohhalme in die Obstbäume, damit sie übers Jahr gut tragen. In den zwölf Nächten waagt der Bauer nicht zu dreschen, sonst verdirbt das Getreide, soweit man den Schall hört.

Die letzten Früchte läßt der Landmann ungepflückt am Baume hängen. „Die sind für die Vögel!“ Die letzten Ähren läßt er auf dem Felde ungemäht stehen, — „für Wodans Pferd“. Wichtiger als Obst waren aber in frühester Zeit Eichen, das Hauptmittel zur Schweinemast. Deshalb durfte niemand eine Eiche oder Buche schlagen, „unter der ein Schwein seine Nahrung finden möge.“ Der Eigentümer eines Kampes darf „in den Grenzgraben treten, den Ellenbogen auf den Grabenrand des Nachbarn legen, und was er dann an Eichen unter der Hand aufsieht, die mag er haben.“ Dagegen sollte jeder, der kein Recht zur Mastung hatte, dem Walde soweit fernbleiben, „als im Sommer der äußerste Baum Schatten wirft, wenn die Sonne am höchsten steht“; auch der Schaf- und Ziegenhirt darf nur soweit in den Wald, „als er mit seinem Stabe zu werfen vermag.“ Schattenfall spielt ferner bei folgender Bestimmung eine Rolle: Der Eigentümer eines Hofes durfte zur Anlage eines Geheges sein Handbeil, der Inhaber der Almende zur Besserung seines Baunes eine Art, der Bienenwader zur Abgrenzung seines Standes einen Köffel über die Flur werfen, und soweit sie warfen, sollten die Grenzen ihres Besitzes oder Rechtes gehen. Während aber das Lüneburger Weistum den Wurf in der Runde gestattete, erlaubte ihn das Gesez der Bayern nur nach drei Seiten, Westen, Süden und Osten; nach Norden sollte die Grenze nur so weit gehen, als der Schatten des Mannes reicht. Diese uralte Bestimmung hängt wahrscheinlich mit der religiösen Vorstellung des Heidentums von der traurigen und schauerlichen Mitternachtsfeier zusammen.

Weniger gern, wie Wodans Pferd die handvoll Halme, opferte der Bauer seinem Herrn den zehnten Teil von allen Erträgen, den er ihm schuldig war. Holte sich der Herr seine Erntegärten nicht rechtzeitig ab, dann „soll der Zehntmann auf's Wagenrad steigen und dreimal mit Iuber stemmen ropen: Zehntherr! Zehntherr! Zehntherr!“ Kam er dann noch nicht, dann fuhr er mit seinem Ernte-

legen heim und ließ den Zins einfach auf dem Felde liegen. Auch vom ausgedroschenen Stroh pflegte sich der Zehntherr jährlich einen Wagen voll zu holen. Lud er dabei zu viel, sodas der Wagen zusammenbrach, ehe er aus dem Stapel kam, so waren die letzten beiden Rinder dem Zehntmann verfallen. Während aufgeladen wurde, sollten die Pferde des Herrn bis an den Bauch im Stroh und bis an die Nasenlöcher im Futter stehen. So oft ein Meier starb, verfiel dem Herrn das Besthaupt, das beste Tier im Stalle, ungeredet die Rauchhühner, Drauthühner usw., die ständig an bestimmten Terminen von jedem Herde auf den Tisch des Herrn zu liefern waren. In den Marken zu Schweineheim mußte sogar „wer auch nur so viel eigen oder Erbe hat, daß er einen dreizehntigen Stuhl darauf setzen kann, wenn er von Todes wegen abgeht, dem Amt ein Besthaupt geben.“ Welcher Art sollte das wohl sein? Sinnig lauten folgende Bestimmungen über kleinsten ländlichen Besitz: so viel, daß man eine Wiege mit einem Kinde und einen Stuhl für ein Weiblin darauf setzen könne um das Kind zu wiegen, und — soviel, daß eine Gans mit ihren Jungen darauf Platz finden möge. In beiden Fällen handelte es sich um Stellen am Ufer, und da konnte der Besitz ja anwachsen.

Auf solche Weise lebt der Landmann mit allem, was ihn umgibt, ein beziehungsreiches Leben: voll Sinn, voll Bedeutung und voller Eigenart.

Alte Bauernhäuser im hessischen Hinterland (Kreis Biedenkopf).

Immer wieder erfreue ich mich an den alten, ehrwürdigen Bauernhäusern, wenn ich einen Gang durch mein Heimatdörfchen mache. Sie haben schon manchen Sturm erlebt und können uns viele Geschichten von dem Schicksal des Dorfes und seiner Bewohner erzählen. Ihr ganzes Äußeres ist dazu angetan, dem Lauf der Jahrhunderte zu trotzen. — Es sind feste Eichenholzbauten mit Lehmfachwerk. Die Stochwerke sind sehr niedrig, entgegen den heutigen Bauten, bei denen aus gesundheitlichen Rücksichten auf hohe, luftige Räume geachtet wird. Früher waren die Dächer sämtlich mit Stroh gedeckt, was einen sehr anheimelnden Eindruck machte. In der Neuzeit müssen die Strohdächer wegen ihrer Feuergefährlichkeit den Ziegel- oder Schieferdächern weichen. Das Fachwerk ist weiß getüncht, und in den verschiedenen Feldern sind je nach dem Geschmack des Dorfmaiers bunte Linsen, Kränzchen und Verse angebracht. So z. B. kann man bei unserem Müller, der außerhalb des Ortes an der offenen Landstraße wohnt, folgendes Verschen lesen:

„Wer will bauen an Weg und Straßen,
Der muß sich viel tabeln und gefallen lassen
Von Leuten, die vorübergehn
Und von dem Bauen nichts verstehen.“

Oder ein anderes Sprüchlein findet man da, das auch in der Jetztzeit noch Beachtung verdient. Es lautet:

„Wer will bauen,
Der mag anschauen,
Ob er auch hat Bagen,
Sonst muß er sich am Kopfe tragen.“

In einem unserer Nachbarhäuser stand bis vor kurzem die treffende Inschrift:

„Das ist das Beste in der Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld,
Sonst müßte mancher a'm Geißel
Für einen Reichen in die Hölle.“

Ähnliche Kernsprüche sind auch in die großen Mittelquerbalken der Bauernhäuser eingegraben. Oft heißt es da:

„Es Haus ist mein u' d' doch nicht mein;
Wer nach mir kommt, wird's auch so sein.“

Die Türschwelle der alten Bauernhäuser ist mit der Erde gleich. Man kommt vom Hof sofort in die Haustür. Es ist eine sogenannte gebrochene Tür. Sie besteht aus einem oberen und einem unteren Flügel. In den meisten Fällen ist die Haustür wunderbar geschnitten, und früher fand man gerade unter den Türen wirkliche Kunstwerke, die ihrem Meister Ehre machten. Am unteren Flügel sind ein schweres Schloß und ein dicker Messingknopf angebracht. Der obere Flügel trägt den Namen des Hausbesizers. Durch die Tür gelangt man in den zur ebenen Erde gelegenen Hausflur und in die Küche. Aus letzterer schlägt uns gewöhnlich ein dichter Qualm entgegen. Die Einrichtung der Küche ist äußerst einfach. Sie besteht gewöhnlich aus einem

Herb und Kessel, einem altersschwachen Tisch und mehreren Gerätschaften für Menschen und Vieh. Über dem gemauerten Herb und dem großen daneben befindlichen Kupferkessel ist der Rauchfang, in dem Würste, Schinken und Speckseiten baumeln. Der geräumige, steingepflasterte Hausflur birgt das hunte, mannigfaltige Küchengeschirr. Auf breiten Simschen blin'en kupferne Kaffeekessel. An großen Haken hängen mehrere Messingimer mit einravierten Namen, meistens und-rg'nal'che Erbstücke des Hauses aus längst-entschwundenen Zeiten. Früher galt die Sitte, daß jede Brautjungfer der Bauernbraut einen solchen Eimer schenkte. Einen farbenprächtigen Anblick bietet die „Schüsselbank“. Sie ist sehr groß und vielfach mit reichem Schnitzwerk versehen. Auf dem oberen Rand thronen die mächtigen Teigschüssel. Dann folgen in Reih' und Glied die bunten, irdenen Näpfe und Teller, die mit Namen und Verschen verziert sind. Dazwischen stehen Zinnteller und Platten in allen Größen. Sehr bemerkenswert sind die kleinen „Dreibellerschüsselchen“, die an den zahlreichen Haken der Schüsselbank hängen. Sie spielen bei Hochzeiten, Kindtaufen und allen übrigen festlichen Anlässen eine Hauptrolle. Man tißt darin die eingemachten oder getrockneten Zwetschen und den allbeliebtesten Meerrettich auf. Auf den unteren Bordbrettern finden wir das Geschirr für den täglichen Gebrauch. Die übrigen Geräte bleiben ruhig stehen; nur bei festlichen Gelegenheiten werden sie heruntergeholt. Die Blecheimer, die immer zum Wasserholen benutzt werden, stehen auf einer massiven Steinbank aus Sandstein. Daneben haben Butterfaß und Wasserzuber ihren Platz. Letzterer ist immer mit frischem „Born“ gefüllt. In dem Hausgang zeigt uns eine Falltür den Weg in den Keller. Die Kellertreppe ist aus wackeligen Holzklößen oder aus ungleichmäßigen Steinen gebildet. Der Keller selbst ist ein unterirdisches Loch ohne Luft und Licht. Er birgt die Kartoffeln und Wurzelgemüse für den Hausbedarf, außerdem das unentbehrliche Sauerkraut- und Bohnenfaß. Vom Hausgang führen uns einige Stiegen in die Wohnstube. Es ist der größte Raum des Hauses. Die Wände sind mit Kalkfarbe gestrichen und oben mit bunten Kränzchen oder einem blauen Rändchen verziert. Der Fußboden wird jeden Samstag geschrubbt und mit hellem Sand bestreut. In der Mitte des Fußbodens ist ein Stück des Belags zum Herausnehmen eingerichtet. Es ist das sogenannte Kellerloch. Im Herbst lernt man seine praktische Bedeutung schätzen. Dann werden die Kartoffelsäcke in die Stube gebracht und ihr Inhalt wird durch das geöffnete Diebelloch in den Keller gerollt. Das ist allemal ein großer Spaß für die größeren Kinder des Hauses wenn man eine tüchtige Anzahl Säcke in die dunkle Höhlung ausleeren kann. Für die kleineren Kinder ist das schwarze Kellerloch eine feste Quelle des Schreckens. Man droht ihnen gelegentlich mit den Worten: „Wenn ihr nicht artig seid, werdet ihr ins Kellerloch gestopft!“ Ein Blick auf die gefährliche Stelle genügt dann manchmal schon, um die Ungezogenen zur Ruhe zu bringen. Doch zurück zur eigentlichen Einrichtung der Wohnstube! Die eine Zimmerede wird von dem großen Familientisch ausgefüllt, um den sich die Bänke reihen. Stühle sind nur einzeln vorhanden und teilweise mit hohen, geschnitzten Lehnen. Der Tisch ist handfest, die Beine sind durch Stege miteinander verbunden. Die Tischplatte ist sauber geschneuert. Die beiden Tischstangen sind mit altertümlichen Beschlägen versehen. Der eine, der stets verschlossen ist, bürgt die Akten des Hausherrn. Den Schlüssel zu dieser Schlüsselblade pflegt der Hausvater an seinem großen Geldbeutel zu befestigen. In dem anderen Tischkasten wird das „Zehro“ aufbewahrt, d. h. die Butter, das Zwetschenmus, der Speck und auch Käse, damit man es bei den entsprechenden M'ßzeiten schnell zur Stelle hat. In vielen Bauernhäusern ist in der Ecke, wo der Tisch sein Recht behauptet, ein herrlich geschnitztes Esschränken angebracht. Der vorstehende Teil enthält das bare Geld und sonstige Komfensleinobien. In den unteren Nischen steht das Laffenkörbchen. Daneben hängt gewöhnlich das zerschnittene oder weidenklochtene Messer-, Gabel- und Löffelkörbchen. Den hinteren Teil des Zimmers nimmt das große Familienbett ein. Es ist mit bunten Vorhängen umgeben, die zum Ziehen eingerichtet sind und an den Seiten mit Bändern zusammengehalten sind. Die Vorhänge sind an einem massiven Holzgestell, welches das Bett umgibt, befestigt. Meistens sind die Vorhänge geheimnisvoll zugezogen. Rißtet man sie, so türmt sich vor unseren Augen ein ungeheurer Federberg von Kissen und Decken auf. Letztere sind mit grellgewürfeltem, buntem Stoff überzogen. An dem Fuß-

ende des Bettes gewahrt man nicht selten Sprüche oder Bibelverse. Nun Beispiel:

„Ich lege mich in Jesu Binden.
Wenn ich mich leg' zu meiner Ruh'.
Ich bleib' im Schlaf mit ihm verbunden,
Er drückt mir die Augen zu:
Ich fürchte nicht die finst're Nacht,
Da Jesus um mein Bettlein wacht.“

Sind noch kleine Kinder im Haus, so steht vor dem Bett die Wiege. Sie ist ebenfalls ein altes Erbstück, in dem schon manche Generation geschlummert hat. Ist die Familie sehr zahlreich, so hilft man sich mit einem „Schlebebett“. Der Name erklärt sich daher, daß es tagsüber, um den Raum zu ersparen, unter das große Bett geschoben wird. Es ist ein einfacher Räderkasten, mit Bettwerk angefüllt. Abends kommt es zum Vorschein, und dann werden die Kinder hineingepackt. Der große Kachelofen nimmt auch einen beträchtlichen Teil des Zimmers ein. Er besteht aus zwei Kacheln, und im Winter wird er zum Kochen für Menschen und Vieh benutzt. Über dem Ofen bemerkt man ein Trockengestell aus dicken Latten. Ferner sieht man an der Decke ein rundes, vierediges Loch, das sogenannte Ofenloch. Hier verrät sich wieder der überaus praktische Sinn unserer Bauern. Durch das Loch zieht die überflüssige Hitze in die darüber befindliche Kammer, in der man dann den Ofen sparen kann. In der gemütlichen Ofenecke der Wohnstube behauptet der lederbezogene Stuhl der Großeltern seinen Platz. In einem andern Winkel macht sich eine Schwarzwälder Uhr im mächtigen Kasten durch ihr aufdringliches Ticken bemerkbar. Auch eine „Dippenlade“ trägt zur Vervollständigung des Mobiliars bei. Diese, eine längliche Kiste mit Deckel, enthält die zum Geringsten bereitgestellten Milchtopfe. Im übrigen erfüllt sie den Zweck der heutigen „Chaiselongue“. Die Stelle der mollenen Kissen vertreten hier alte Kleider, und so dient sie dem Herrn des Hauses als ein willkommener Plätzchen, um den Mittagschlaf zu halten. Unser Blick fällt auf ein langes Brett, das unter der Decke auf zwei breiten Latten ruht. Es ist das sogenannte „Kamm Brett“ und hat den Namen daher bekommen, weil es unter vielem andern der Aufbewahrungsort des großen Familienkammes ist. Fernerhin liegen auf diesem Brett die vergilbte Familienbibel, ein vergriffenes Erbauungsbuch und mehrere Gesangbücher. Mit dem Bilder Schmuck der Bauernstube ist es nicht weit her. Die wenigen Bilder, die das Zimmer schmücken, hängen sämtlich ohne jede Symmetrie dem Tisch gegenüber an der Wand. Der Bilderreichtum besteht aus einem Haussegel und mehreren gerahmten Konfirmationsprüchen. Mit Vorliebe hängt man die kolorierten Soldatenphotographien der Söhne des Hauses auf. Hier und da findet sich in einem Bauernhaus ein farbenprächtiges, drastisch gemaltes Bild, das den engen Weg zum Himmel mit all' seinen Mühseligkeiten und den breiten Weg, der mit seinen weltlichen Freuden schließlich in der Hölle mündet, darstellt. Nicht zu vergessen ist der Hauskalender, in dem der Bauer die Familienchronik seines Weh's aufzeichnet. Die Fenster sind verhältnismäßig klein. Vorhänge sind selten oder fehlen ganz. Auf einer der Fensterbretter steht ein Krug mit hellem „Born“, aus dem jedes Familienmitglied nach Belieben schlürft. Wenn man die Stube wieder verläßt, sieht man in der Türdecke den dicken Reißigbesen. An der Tür selbst leuchtet uns ein feines weißes Paradehandtuch entgegen, in das mit schwarzem oder braunem Garn die Namen der Eigentümer eingewebt sind. Über dem Handtuch ist an der Tür mit großen, unbeholfenen Buchstaben der Wochentag und das zugehörige Datum gemalt. Jeden Sonntagmorgen werden von dem Hausvater für die ganze folgende Woche die Daten angeschrieben. Früher war es immer so. Heute bürgern sich mehr und mehr die Abreißkalender ein. Hat man die Türschwelle überschritten, so fährt links oder rechts eine kurze steile Treppe in das zweite Stockwerk. Das Treppengeländer spricht so recht für die Kunst der sorgfältigen Dorfschreiner. Sehr bemerkenswert sind die Eckposten, die den Anlauf der Treppe bilden. In manchen Bauernhäusern werden sie durch geschnittene Tierköpfe gekrönt. Oben auf dem Gang steht der vielbenutzte Badrog. Früher waren auf dem Gang die Regenester der Pühner angebracht. Meistens bestanden sie aus großen, umgestülpten Kirchenhüten, oder ausranzierte Bienenkörbe wurden zu dem Zwecke verwandt. Vom Gang aus verteilen sich die Kammern. Sie sind wenig wohnlich eingerichtet, denn das Familienleben spielt sich hauptsächlich in der großen Wohnstube ab. In den Kammern begegnen wir alten Bauerntruben mit ihrem eigenartigen Schnitzwerk. Sie

sind mit Leinenballen und sonstiger grober Wäsche angefüllt. Außerdem bieten sie zahlreichen färbenen Tüchern und Mänteln der Bauernfrauen und -Mädchen einen ausgezeichneten Unterschlupf. Verschiedene Nägel, die in die Wand eingeklopft sind, beherbergen die Kirchenhüte der Männer oder die Mützen und Kappen der Burschen und Knaben. Mächtige Kleiderschränke machen sich an den Wänden breit. Schon von weitem liest man an der Vorderseite die Jahreszahl und darunter den Namen des Besitzers. Ganze Serien Frauen- und Mädchenröcke sind in den Schränken aufgestapelt. Dazwischen drängen sich die blauen Kittel der Männer und die langen Kirchenröcke mit unendlich vielen Knöpfen und Spangen. Unter der Decke schwebt eine Stange, auf der paarweise die Strümpfe der Familie aufgehängt sind. Außer einem Bett ist sonst nichts zu verzeichnen. Eine Vorratskammer finden wir auch im zweiten Stock. Dort bietet sich uns ein reizendes Stilleben. Auf gelbem Stroh lachen uns rotwangige Äpfel entgegen. An der Decke hängen große Gerüste mit geräucherten Würsten und Speckseiten. In einer Ecke lagert ein Ballen Wolle. Auch ein ungeheurer Webstuhl ist dort aufgestellt, der allwintertlich seine Reise in die Wohnstube macht. — Ersteigen wir jetzt die Bodentreppe. Sie ist noch bedenklich steiler als die Kammerterre. Schon auf den ersten Stufen stolpert man über altes Gerümpel. Kleinere Kinder wagen sich aus lauter Angst nicht hinauf. Ihnen wird immer eingeredet, daß auf der „Leuwe“ — so heißt der Boden in der Hessesprache — die Bubenmänner und Heren ihr Reich hätten und nachts frei dort schalteten und walteten. Der Boden ist ein ziemlich weites, dunkler Raum. Das wenige Licht strömt durch eine am Stiebel angebrachte Bodenluke ein. Der Boden dient in erster Linie als Aufbewahrungsort für das Getreide und den Klachs. Daneben finden wir noch manches, was unserm Auge auffällt. So z. B. trifft man dort einen Haspel einen Deckelstuhl, eine Breche, Schwinde und verschiedene Spinnräder, kurz, alle Gerätschaften, die zur Flachsbearbeitung nötig sind. Zahllose Risten und Rasten liegen auf dem Boden verstreut. Ein Brotgerüst mit selbstgebackenem Brot hat sich auch dorthin verirrt. Am Gefäß des Sprichers baumeln noch viele Sehenswürdigkeiten. Die fürsorgerische Bauernfrau hat da allerlei Säckchen angehängelt. In dem einen ist Kamillentee, in dem andern ist Lindenblüte, im dritten ist Hollunder. Es sind alles lang-erprobte Naturheilmittel, die manchem Kranken wieder auf die Beine helfen, ohne daß man Arzt oder Apotheker zu Rate zieht. Aus einem Dachsparren hängen Sträuße von Kimmelftauben, die während der Heuente gesammelt werden, an dem andern hängen Beutelchen mit bürren Schnitzeln (Kubeln) und Zwetschen; ferner die selbstgesammelten Haselnüsse, die im September reifen und für Weihnachtsbestimmungen sind. Da findet man gedörrte Bohnen, getrocknetes Gemüse, Vorräte in Hülsen und Fülle für die trostlose Winterzeit! Nicht zu vergessen ist der neben der Bodenluke sich befindliche Käslokb, das Wahrzeichen eines echten Bauernhauses, oftmals ein kleines Häuschen aus Drahtgeflecht, das sich hübsch mit seinem Inhalt ausnimmt.

Sehr bedauerlich ist es, daß in neuerer Zeit aus so manchem Bauernhaus Stück für Stück von dem stolzen Haushalt den gerügten Wertumhändlern zur Beute fällt. Zum Glück gibt es in unserem Dorf noch Bauernfamilien, die ihr väterliches Erbe, mit dem sie so fest verwachsen sind und an das sich so viele alte, schöne Sitten knüpfen, hoch in Ehren halten und um keinen Preis das Geringste davon veräußern.

Friedel J.

Adolf Glasers Roman Schlißwang.

Einer der besten Romane, wenn nicht der beste, des im Frühjahr 1916 verstorbenen nassauischen Schriftstellers Adolf Glaser ist der im 8. Jahrhundert Wieland-historische Roman „Schlißwang“. Als wir im vorigen Jahre für den „Nassauischen Kalender“ ein Lebensbild unseres Landmannes schreiben konnte uns der Buchhandel kein Exemplar des Buches beschaffen, das wir selbst antiquarisch nicht erreichen konnten. Der Roman ist f. Zt. im Verlage des Hofbuchhändlers Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen. Der Verlag Friedrich ist schon vor einer Reihe von Jahren eingegangen; sein ehemaliger Inhaber konnte uns nicht sagen, was aus „Schlißwang“ geworden war. Durch Zufall erfahren wir jetzt, daß das Werk von dem Verlag Max Altmann in Leipzig übernommen worden ist und von ihm direkt oder auch durch den Buchhandel bezogen

werden kann. Eine prächtige Ausgabe des Romans ist die von Albalbert v. Roessler mit zahlreichen Bildern geschmückt; diese Prachtausgabe eignet sich vor allen Dingen für die heranwachsende Jugend, ohne deshalb ein ausgeprochenes Jugendbuch zu sein. Wenn wir im Alt-nassauischen Kalender für 1917 dem Wunsch Ausdruck geben, es möge sich ein Verleger finden, der „Schlißwang“ der Jugend und dem deutschen Volke neu zugänglich mache, so ist dieser Wunsch also bereits im voraus in einer Weise erfüllt gewesen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der Roman ist eine Erzählung für die reifere Jugend, wie wir sie uns gar nicht besser denken können. Das Werk schildert und verherrlicht die Entstehung der niedersächsischen Evangelienharmonie, des sogenannten „Heliand“, mit starker dichterischer Phantasie. Der Held des Werkes ist ein sächsischer Dorfjunge, dem ein junger Adelige im Übermut mit der Reitweise ins Gesicht schlägt, daß die Wange aufspringt: „Schlißwang“ wird der Knabe daher von den Dorfleuten genannt. Der Junge kommt mit christlichen Missionaren in Verbindung, die in ihm einen anerkennen und begeisterten Schüler finden. Das Evangelienbuch des Paters Anselmus, der als Märtyrer stirbt, gereicht dem gelehrigen jungen Menschen in zweifacher Weise zum Seelen: es führt ihn später auf den glücklichen Gedanken, die Sachsen durch ein christliches Heliandgedicht, eben der „Heliand“, für das Christentum zu gewinnen, und es zeigt ihm den Weg zu dem Herzen der schönen Grafentochter Editha. Die Kämpfe Karls des Großen mit dem widerwärtigen Sachsenvolk, die Liebe zwischen der Kaisertochter Emma und Eginhard, dem Vertrauten Karls, sowie der Tod Rolands sind in ungezwungener Weise mit dem Geschick des Helden verbunden und bereichern die Erzählung zur besonderen Freude. Glaser hat den Geist jener Zeit trefflich erfasst; obwohl er von der poetischen Freiheit weitestehenden Gebrauch macht, hat er doch nirgends der Geschichte fühlbaren Zwang angetan. Wie dieser verjüngte Knabe Schlißwang teils durch jenen geheimnisvollen Trieb, der in jeder emporklebenden Menschenseele schlummert, teils durch die gewaltigen Zeitergebnisse aus seinem ärmlichen geisteskumpfen Dorsleben heraus und auf die Höhe des Lebens geführt wird, ist so meisterhaft geschildert, daß man dem Helden auf Schritt und Tritt folgt, ohne auch nur ein einzigesmal auf den Weg zu sehen und sich zu fragen, ob er den denn gegangen sein kann. Einen starken Eindruck macht die mit großer Kraft und historischer Treue dargestellte Volksversammlung zu Paderborn. Wir empfehlen dieses hervorragende Werk Glasers vor allem den Eltern, die ihren Kindern eine wirklich geübene historische Erzählung aus der deutschen Geschichte, ein Buch von dauerndem Wert in die Hand geben wollen. Der Illustriator des Romans, A. v. Roessler, ist übrigens wie Glaser ein geborener Wiesbadener.

Umschau.

— **Naturschutz und Raubvögel.** Eine anregende Besprechung über „Deutsche Raubvögel“ bringt Dr. P. Martell in der Zeitschrift „Die Natur“, Nr. 1917, Heft 6. In der Einleitung schreibt er: Für viele bedeuten die Raubvögel in der Vogelwelt die unerfreulichsten Erscheinungen, für die alle anderen schon längst den Kampf um das Überleben in der Tat scheint die Zahl derer, die nur an der Vernichtung der Raubvögel ein Interesse haben, wesentlich größer, als jener, die den Raubvögeln einen Schutz zusprechen wollen. Für einzelne Raubvögel, wie Döhnerhahnen oder Sperber, bedarf es zu ihrer gründlichen Vernichtung keine Verordnungen, denn sie sitzen der Jagd und Landwirtschaft, insbesondere auch der Brieftaubenzucht gleichmäßig schwer in Schaden ohne jeden gesetzlichen Nutzen. Andere Raubvögel, wie der Mäusebussard, sind milder zu beurteilen, denn in dem Bussard haben wir einen durchaus nützlichen Raubvogel vor uns. Wie dem auch sei, es wird immer schwer halten, die Interessen des Jägers, Forstmannes, Landwirts und Brieftaubenzüchters auf eine Linie zu bringen, da sich die wirtschaftlichen Interessen aller nicht gleichmäßig berühren. In jüngster Zeit ist nun noch das Schlagwort „Naturschutz“ auf den Komposthaufen getreten, der für den Raubvogel zur Erhaltung der Art in Wort und Schrift eintritt. Unwillkürlich erinnert man sich hier des Aussterbens des Adlers auf den heimischen Kluten nicht ohne Wehmut, während andererseits wirklich ist: In erfassen den Vernichtungsfeldzug gegen den König der Lüfte als gerechtfertigt erscheinen lassen. Es liegt hier eben ein schwer überbrückbarer Widerstreit von Interessen vor, der kaum eine befriedigende Lösung finden wird. . . .